

Thomas M. Schmidt

„Zweites Gebot“. Zur Ausstellung von Michael Royen in St. Agnes

[Begrüßung]

Das zweite Gebot lautet: „Du sollst Dir kein Bild machen.“ Bilderverehrung ist Götzendienst. Wer sich vom Göttlichen Bilder macht, formt Gott nach seinem eigenem Bild, er verformt, verfremdet Gott und setzt den Menschen als Schöpfer ein. Bilder zu machen, ein Image zu produzieren und das Gegenüber auf ein solches Image festzulegen, das ist der Gipfel der Lieblosigkeit. „Du sollst Dir kein Bild machen“ – das ist das oberste Gebot für Liebende – so heißt es in einem berühmten Text von Max Frisch, der bei Trauungen sehr beliebt ist. Aus diesem Grund sollen wir uns kein Bild von Gott machen – nicht weil wir damit ein Tabu brechen, sondern weil die Beziehung zu Gott lieblos wird, wenn wir nur unsere Wünsche und Vorstellungen auf ihn projizieren. Gott ist dann keine Person, der wir begegnen, sondern ein Objekt, das wir verehren, ein Gegenstand, den wir manipulieren.

Religionen stellen den Anspruch, Ausgestaltungen von echten, lebendigen Gottesbeziehungen zu sein. Sie gestalten Räume der Gottesbeziehung. Wie aber kann man Räume gestalten ohne Farbe? Gar nicht. Aber man kann sparsam und bewusst mit Farben und Formen umgehen und rechtzeitig ans Renovieren denken. Wenn Religionen spannend und lebendig sind, stehen sie in einem solchen beständigen Erneuerungs- und Umbauprozess. Religionen leben von der Spannung zwischen dem Aufbau und dem Abbau von Formen, zwischen Kreativität und Zerstörung, Bewahrung und Kritik. Religionen haben den Hang, an einem bestimmten Ritus der Vergangenheit festzukleben, eine einmal lieb gewonnene Erscheinungsform mit der Sache selbst zu verwechseln, an die Stelle des lebendigen Gottes ein Idol, ein von Menschen gemachtes Bild Gottes zu setzen. Religionen können zum Tanz ums goldene Kalb werden. Aber neben dieser Gefährdung liefern die Religionen die Kritik am Götzendienst gleich selbst mit, man denke nur an die Kritik der Propheten am Götzendienst.

Eine Möglichkeit, diese unvermeidliche Spannung zwischen Bildproduktion und Bildersturm auszuhalten, liegt darin, in die Produktion der Bilder ihre Kritik gleich mit einzubauen, in Form einer ästhetischen Selbstkritik, einer Zurücknahme des Gestalterischen im Vorgang des Gestalten selbst. Das nennt man gewöhnlich Abstraktion.

Genau aus diesem Grund sind Michael Royens Bilder abstrakt. Sie sind abstrakt, weil sie sich der unentrinnbaren Spannung zwischen Bildermachen und Bilderzerstörung bewusst sind. Michael Royen weiß, was er tut und seine Bilder machen das sichtbar. Michael Royens Kunstwerke sind daher reflektiert oder, wie er selber sagt, „autoreflexiv“.

Diese künstlerische Autoreflexion ist aber kein Prozess, der sich in abstrakten Begriffen vollzieht, ist also kein Nachdenken über Kunstwerke. Es ist vielmehr der kreative Prozess selbst, das „Machen den Bilder“, der sich selbst zum Thema hat. Autoreflexiv ist der kreative Akt, indem er sich selbst trägt. Er stützt sich nicht auf ein vorgegebenes Thema oder stellt etwas dar, was er nicht selbst wäre. Die Gemälde von Michael Royen sind nicht gegenstandslos, ihr Gegenstand ist das Malen, der Vorgang des Bildermachens selbst. Man sieht auf den Bildern von Michael Royen nicht etwas, sondern wie Bilder gemacht werden.

Diese Autoreflexivität der Kunst von Michael Royen wird in dieser Ausstellung von Bildern und Objekten in der St. Agnes-Kirche besonders deutlich. Denn hier, in diesem Raum, setzt er seine Bilder, die Ausdruck von kreativer Bewegungsenergie sind, in ein Verhältnis zu fertigen Produkten der Kunst. Diese Produkte sind „fertig“, weil sie Vertrautes und seit Jahrhunderten gebrauchtes Bildgut sind, mit festgelegten Bedeutungen, wie die Bilder und Plastiken von Maria, Jesus und den Heiligen. Bis in den Faltenwurf der Gewänder und bis in die kleinsten Körperhaltungen hinein sind die Bedeutungen dieser Objekte der Verehrung festgelegt. Diese Spannungen zwischen der reinen Bewegung der abstrakten Bilder, die nichts anderes darstellen als den Prozess der Darstellung selbst und den alten, vertrauten Bildern und Skulpturen, mit denen wir scheinbar „fertig“ sind, sie sind das Spannende dieser Ausstellung in St. Agnes.

Was aber hat die Kirche von dieser Ausstellung? Was gewinnt die Gemeinde, wenn sie ihre Kirche zum Ort einer solchen künstlerischen Auseinandersetzung macht? Liefert sie bloß das Material und den Resonanzraum für eine künstlerische Autoreflexion, etwas bösehaftig gesagt, für die narzisstische Selbstbespiegelung eines Künstlers. Darf die Gemeinde sich im Gegenzug dann mit einem bestimmten Bild in der Öffentlichkeit schmücken, mit dem Image mutig, gebildet, einfallsreich, innovativ zu sein? In solchen skeptischen bis gehässigen Beschreibungen artikuliert sich der Verdacht, Ausstellungen dieser Art seien Zweckbündnisse zweier narzisstischer, also gesellschaftlich belangloser Systeme, nämlich Kunst und Religion. Vielleicht steigert sich dieser Verdacht sogar zu einem wechselseitigen Misstrauen zwischen

Kunst und Religion, so wie es in Krisen in jedem Zweckbündnis geschieht, steigert sich also zu dem Verdacht, von dem anderen nur benutzt oder gar ausgenutzt zu werden.

Aber gerade durch das, was die Gemeinde von St. Agnes hier tut, leistet sie einen unverzichtbaren Dienst an anderen. Sie zeigt damit, dass die Menschen - Ehrenamtliche wie Hauptamtliche -, die hier Verantwortung tragen, in der Tat mutig, gebildet, einfallsreich und innovativ sind. Die Kirchengemeinde dient auf diese Weise der kommunalen Gemeinde, sie erfüllt einen politischen Dienst, in dem sie in ihrem Innersten, dem sakralen Raum der Kirche, einen Ort schafft, indem sich moderne Kunst und Religion begegnen können.

Warum ist das, gerade heute, so wichtig?

Es gibt die These, dass sich wahre Kunst aus den Quellen der Religion speisen müsse. Kunst werde belanglos ohne religiöse Substanz, von der sie zehrt, ohne religiöse Räume und Kontexte, auf die sich beziehen kann. Andere sagen, dass Religion umgekehrt abhängig von Kunst sei, von ihrer vitalen kreativen Energie, die das Alltägliche transzendiert und das Bürgerliche und Geschäftsmäßige öffnet für den unkontrollierbaren Einbruch des Nichtplanbaren und nicht Berechenbaren.

Beide Auffassungen verraten ein Missverständnis im Blick auf die Rollen, die Kunst und Religion in der Kultur in unserer post-säkularen Gesellschaft spielen. „Postsäkular“ ist der Name, der sich eingebürgert hat, um eine Gesellschaft zu beschreiben, die weder religiös noch säkular ist. Es wird heute immer deutlicher, dass es keinen linearen, unumkehrbaren Trend der Säkularisierung gibt. Es existiert kein logischer Zwang, wonach Modernisierung, der technische, soziale und wissenschaftliche Fortschritt, automatisch zum Verlust der Religion führte. Umgekehrt ist die Säkularisierung kein bloßes Zwischenspiel im religiösen Drama, keine vorübergehende Verirrung. Der Weg zurück hinter die Freiheit der Aufklärung führt in die Barbarei. Gerade die Religion verdankt ihre Sichtbarkeit und öffentliche Präsenz dem Schutz der Religionsfreiheit und der Förderung durch einen weltanschaulich neutralen Rechtsstaat.

Die lebendige Kultur einer solchen post-säkularen Gesellschaft braucht eine nicht-triviale autonome Kunst, die sich nicht religiös vereinnahmen lässt. Sie braucht aber auch eine nicht-triviale Religiosität, die nicht bloß museal ist, ein Zitatenschatz für die Gebildeten und Geschmäcklerischen unter ihren Freunden und Verächtern. Lebendige Kultur bedarf der

Vitalität und der Reflexion. Vitalität und Reflexivität bewahren Kunst und Religion nur, wenn sie ihrem jeweiligen Eigensinn folgen. Kunst und Religion beziehen sich eben nicht aufeinander wie Fundament und Gebäude, oder wie Seele und Körper, sie stehen im Konflikt wie Schaffen und Zerstören. So baut autonome Kunst Religion auf und reißt sie zugleich wieder ein, durch Abstraktion und Verfremdung. Aber genau deshalb können wir uns mit Hilfe autoreflexiver Kunstwerke wie denen von Michael Royen ein Bild davon machen, was Religion ihrem Wesen nach ist, nämlich ein ständiger Kampf zwischen Bilderproduktion und Bildersturm, zwischen Formaufbau und Formabbau. Nur so ist Religion nicht bloß Kult, sondern wahrer Gottesdienst.

St. Agnes, Köln  
18. November 2007

Prof. Dr. Thomas M. Schmidt  
Professur für Religionsphilosophie  
Fachbereich Katholische Theologie  
Johann Wolfgang Goethe-Universität  
Frankfurt am Main